

Akteure

Drei Gänge in die Tiefe

Am Maxim Gorki Theater kann Dimitrij Schaad, geboren in Kasachstan, als Schauspieler mit dem arbeiten, was ihn unterscheidet

Stefan, ein beflissener Abendkurs-Deutschlehrer, hat sich hart an die Belastungsgrenze geschuftet. Sein regulärer Job ist dabei nicht das Problem; schweißtreibend sind die ehrenamtlichen Nachtgedanken. «Wie kann ich den Konflikt im Nahen Osten lösen?», kreiselt es im Kopf des Neuköllner Jung-Pädagogen. Seine Schüler, deren Biografien buchstäblich vielseitig mit dem Nahost-Konflikt verknüpft sind, geraten schon über Lektion eins – «Wer bist du?» – in Erklärungsnot und Zwigigkeiten, denen selbst auf philologischem C2-Niveau schwer beizukommen ist. Dimitrij Schaad spielt diesen wackeren Geduldspädagogen in Yael Ronens jüngstem Abend «The Situation» am Berliner Maxim Gorki Theater eine Stunde lang als grandiosen Empathie-Eiferer auf verlorenem Posten – mit einem wohl dosierten Schuss Pionierleiter-Übergriffigkeit. Bis er plötzlich ausrastet: «Stop talking!», brüllt er seine wild durcheinander streitenden Schüler zusammen. «Learn German!»

Und dann hält Dimitrij Schaad einen jener Monologe, für die er inzwischen berühmt ist am Gorki. «Stefan ist nicht mein richtiger Name», outet er sich. «Ich heiße Sergej – und bin ein Meisterwerk der Integration!» Sergej, erzählt der Schauspieler, sei 1985 hineingeboren worden in «die Sozialistische Sowjetrepublik Kasachstan», in der sein Vater – «ein bestechlicher, massiv klauender Verwalter von Baumaterialien» – zusammen mit seinen «bestechlichen, massiv klauenden» jungen Freunden «die frisch entstandene kleine Oberschicht» bildete. Bis «plötzlich die Sowjetunion zerbrach» und «ein machtgeiler Diktator eine riesige Welle von kasachischem Nationalstolz» lostrat, «die letztlich alle anderen Volksgruppen mit Diskriminierung und Rassismus» traf. Bewegungstechnisch bleibt Schaad in seinem Monolog an der Minimalismusuntergrenze. Es arbeitet nur in seinem Gesicht, dort allerdings immens.

Als Sergej acht war, so der Schauspieler weiter, wanderte die Familie aus und fand sich in einem rheinland-pfälzischen «Aussiedlerlager» wieder, wo ihnen «ein netter Beamter» vorschlug, Sergejs Namen zu ändern, um ihn «unauffälliger integrieren zu können»: Aus Sergej wurde Stefan. Und der habe es – minimaler Tonlagenwechsel – «gehasst, dass Sergej schon mit vier Russisch lesen und schreiben konnte», während «Stefan jetzt zurückgestuft wurde und in einer deutschen Klasse saß wie ein verlorener Idiot». Und dass sein Vater jetzt hauptberuflich Schlachthausabfälle entsorgen musste, während seine Mutter, «eine studierte, belesene Buchhalterin, in einer Fabrik Toiletten putzte». Großes Hallo dann im Gorki-Publikum, als Schaad die «vier Freunde» zur Sprache bringt, von denen Stefan sein «gut artikuliertes Deutsch» lernte – und denen er letztlich seine Gymnasiumsempfehlung verdanke: ARD, ZDF, WDR und RTL. «Ich konnte es schaffen», sagt der Schauspieler, «während meine Eltern sich noch mühsam durch die Sprache quälten, die zu lernen sie keine Kraft hatten.»

Texte und anderes selbst in die Hand nehmen

In der Kantine herrscht nach der Vorstellung wie immer Hochbetrieb. An einem Tisch spekuliert eine Familie sehr kontrovers über den biografischen Wahrheitsgehalt des Monologs. Die Mutter tippt auf fünfzig Prozent, die Tochter auf neunzig. Der Vater schüttelt abgeklärt den Kopf: «Allerhöchstens zwanzig!» Leider ist die Familie schon weg, als das «Meisterwerk der Integration» selbst in der Kantine erscheint und trocken aufklärt: «Es sind praktisch hundert.»

Es ist nicht das erste Mal, dass Dimitrij Schaad während der Proben Texte «anschleppt» – seien es, wie in diesem Fall, eigene oder auch fremde, die ihm irgendwie horizonterweiternd erscheinen. Und er tut das auch nicht nur bei RegisseurInnen wie Yael Ronen, wo es ausdrücklich zur Arbeitsmethode gehört. Als er Anfang des Jahres mit Hakan Savas Mican die Fallada-Romanadaption «Kleiner Mann – was nun?» probte – in der Hauptrolle des schicksalsergeben sich durch die Weltwirtschaftskrise wurstelnden Johannes Pinneberg –, hatte er zu Hause fakultativ «einen Text aus Hitler-Reden zusammengeschrieben»: «Ich hatte das Gefühl, ich bin zu brav geblieben», sagt Schaad – wengleich die Aktion seinerseits natürlich insofern «vollkommen undifferenziert» gewesen sei, als sie zum Rest der Inszenierung tatsächlich «überhaupt nicht gepasst» habe. Ihn hätte interessiert, «den Pinneberg noch mal in eine andere Richtung zu treiben, die ihn nicht so ungefährlich macht, nicht so bemitleidenswert, sondern die ihm vielleicht etwas verloren Brutales gibt – zumal das ja tatsächlich das Milieu war, das sich am leichtesten vom Nationalsozialismus hat catchen lassen.» Sei ihm «leider nicht ganz gelungen», bekennt der Schauspieler – der jetzt laut darüber nachdenkt, dass er Texte eigentlich fast immer anders lese als Kollegen.

Was (auch) damit zusammenhängen könnte, dass er einen «Hamlet» in sechs verschiedenen Übersetzungen liest, bevor er ihn – wie 2013 am Schauspielhaus Bochum in der Regie von Jan Klata – spielt. Oder dass er für eine Rolle wie die des Kreon-Sohnes Haimon in Roger Vontobels «Labdakiden»-Saga – drei Jahre zuvor am selben Haus – erst mal bei

den Altphilologen recherchiert, wie eigentlich die antiken Uraufführungszuschauer ihren «Ödipus» damals rezipiert haben. Auch das populäre Image des abgehalfterten Mediziners Astrow, der in Ermangelung anderer Objekt-Optionen in Tschechows «Onkel Wanja» praktisch allen Frauen den Kopf verdreht und den er in Nurkan Erpulats Inszenierung am Gorki spielt, kann Schaad nicht nachvollziehen: «Diese Deutschlehrer-affine Wow-Wirkung immer, was für ein ökologisch bewusster Mensch das sei, weil der für die Wälder eintritt!» Fakt ist doch, sagt Schaad, «dass jemand, der sich im Russland des anfangenden 20. Jahrhunderts für Wälder einsetzt, ungefähr so originell ist wie einer, der sich heute in Friedrichshain oder Kreuzberg für Fair-Trade-Kaffee stark macht!» Von Astrows «Scheißmachonummer» gegenüber Jelena – von wegen Sehnsucht, Gefühl und Melancholie – mal ganz abgesehen: «Als Olga Knipper, die in der Uraufführung die Jelena spielte, sich bei Tschechow nach dem Liebesverhältnis zwischen ihr und Astrow erkundigte, fragte der trocken zurück: Welches Liebesverhältnis? Er hat einfach gerade nichts Besseres zu tun!»

Unvorhersehbare Reaktionen!

Seine Meinung zum idealen Schauspieler hatte sich Dimitrij Schaad übrigens schon lange vor seiner Theater-Karriere gebildet. «Ich habe immer leidenschaftlich gern Filme geschaut und früh erkannt, dass ich ein systematisches Auge dafür habe, was gut ist und was nicht», sagt er. Nämlich: «Unvorhersehbare Reaktionen! Die Art, wie ein toller Schauspieler einen Moment belebt, den man eigentlich schon eine Million Mal gesehen hat!» Das Selbstbewusstsein ist berechtigt: In Marianna Salzmanns Dreiecksgeschichte «Schwimmen lernen», seiner ersten Rolle am Gorki, erfindet Schaad tatsächlich nicht nur mal eben den Minnesang auf der (E-)Gitarre neu. Sondern er schafft es auch, hochgefährdetes Satzgut à la «Ich halte uns für eine gute Idee; vielleicht die beste, die das Universum je hatte» so an die angebetete Frau zu bringen, als hätte wirklich noch nie jemand vor ihm in einer Liebeserklärung die Vokabel «Universum» benutzt.

Eine weitere Schaad-Spezialität besteht darin, unter der Sympathieträger-Rolle – und zwar mit einem ganz besonders schwiegermutterlieblingsaffinen Lächeln – veritable Grausamkeiten zu servieren. In Yael Ronens Olga-Grjasnowa-Inszenierung «Der Russe ist einer, der Birken liebt» zum Beispiel, wo der Schauspieler wechselweise als Bänkelsänger-Parodist, Balladenpathos-Übererfüller und Rap-Ironiseur mit seiner Gitarre durch den Abend führt, bringt er seine anfängliche Publikumsadresse «Bitte husten Sie nicht während der Vorstellung; in Deutschland wurden schon Menschen für weniger umgebracht» in einer Liedermacher-Pose über die Rampe, als handele es sich um Lyrik des späten Konstantin Wecker.

Und allerspätestens, wenn man Dimitrij Schaad in Yael Ronens Kleist-Variation «Das Kohlhaas-Prinzip» gesehen hat, wo er zu Beginn – «Hi, ich bin Dimi, und schauspielerisch bin ich der Hammer» – sämtliche restlichen Mitwirkenden hingebungsvoll als «Opfer» abkanzelt, ist klar, dass er auch mit hohem Glaubwürdigkeitsgrad das Hyperarschloch geben kann. Einem meniskusoperierten Kollegen zeichnet er mit sadistischer Liebe zum Detail eine «Dealer»-Karriere als «behinderter Schwarzer» vor, während die daneben stehende Kollegin ungefragt zu hören bekommt, dass angesichts ihrer «wahnsinnigen Schönheit» bei weitem nicht nur er davon ausgehe, dass sie – wer wollte schließlich Naturgesetzmäßigkeiten anzweifeln – wahrscheinlich nicht gerade in IQ-Wettbewerben brillieren würde.

Eine Welt aufmachen

Die Kantine hat sich inzwischen vollständig geleert, das Bier sowieso, und außer unseren hat der Gorki-Pförtner bereits sämtliche Stühle hochgestellt; er will jetzt wirklich nach Hause. Der ideale Zeitpunkt also für heikle Fragen: Sieht – und spielt – man die Welt tatsächlich anders, wenn die eigene Biografie vom Mainstream abweicht? «Auf jeden Fall», sagt Schaad. Er habe, noch bevor er Schauspieler wurde, festgestellt, dass er wichtige eigene Prägungen «narrativieren» müsse, um sie überhaupt nachvollziehbar zu machen. «Wenn ich jetzt zum Beispiel anfangen würde zu erzählen, wie wir damals in unserem exotischen Dorf alle um den Tisch herumsaßen und Wodka tranken, ist das zwar möglicherweise wahr, aber du bist sofort draußen, weil es einfach nur ein gewöhnliches, kitschiges Bild aufmacht.» Er müsse sich also permanent überlegen, wie er «innerhalb kürzester Zeit – in einer verhältnismäßig kurzen Ausführung – eine Welt aufmachen» könne, in die sich der andere «gedanklich eingeladen» fühlt; wie viele Informationen dafür nötig seien, wie viele Details, welcher Genauigkeitsgrad.

Also eine Art lebenslänglicher Latenzjob als Ethnologe und Übersetzer der eigenen Biografie – mit einem gewissen dokufiktionalen Spielraum? Genau, sagt Schaad. Beim ihm habe dieser ethnologische Blick übrigens zu einer signifikant erhöhten «Faszination an biografischen Merkwürdigkeiten» geführt – inklusive des «sofortigen Zwanges», selbige «nachvollziehbar und erzählbar» zu machen. «Mir fällt es jedenfalls wesentlich leichter», offenbart er seine jüngste Selbsterkenntnis, «mir das Anormale vorzustellen als das, was irgendwie richtig aussieht.» Da schließen sich jetzt natürlich en masse Fragen an. Der Gorki-Pförtner löscht aber endgültig das Kantinen-Licht.

Lebenstraum erfüllt: ein Porträt in «Theater heute»

Ein paar Tage später also: zweiter Gang in die Dimitrij-Schaad-Tiefe. Der Schauspieler hat eine russische Kneipe in seinem Kiez im Prenzlauer Berg vorgeschlagen, empfiehlt wärmstens den Heringssalat und erzählt, wie seine Schauspielkarriere in der Schulaula eines baden-württembergischen Dorfgymnasiums mit einem «Nathan im ausgeschnittenen Bettlaken» ihren Ausgang nahm. Auf Anraten seines Deutschlehrers hatte sich Schaad in der sechsten Klasse der Theater-AG angeschlossen. «Der Lehrer meinte, ich solle irgendwas machen, um mein Deutsch noch zu verbessern» – also auf ARD und RTL quasi noch ein bisschen Lessing und Schiller aufzusatteln. Als die Theater-AG dann fachspezifische Ausflüge zu den Bühnen in Ulm oder Tübingen zu unternehmen begann, verfestigte sich in Dimitrij Schaads Kopf zusehends die Gedankenkette: «Das kann ich besser! Und das probiere ich jetzt mal! Und wenn sie mich nicht nehmen, weiß ich, dass ich nicht gut genug bin!»

Er googelte die nächstgelegene Schule – in diesem Fall die Bayerische Theaterakademie August Everding in München – und sprach kurzerhand den «Nathan» vor; ohne Bettlaken, aber «immer noch schlimm». Die Lehrkräfte sahen das definitiv anders, und so konnte sich Schaad fortan nicht nur in sein Studium, sondern darüber hinaus – als überdurchschnittlich wacher Zuschauer – auch in «die goldenen Münchner Baumbauer-Jahre» stürzen. Sein Initialerlebnis: Johan Simons' Heiner-Müller-Produktion «Anatomie Titus Fall of Rome», die «Inszenierung des Jahres 2004». «Dieses konzentrierte Unterspielen auf einer stinknormalen Zuschauertribüne war so derart anders als alles, was man sich als kleiner blöder Landjunge unter Theater vorstellt, dass es mir absolut das Hirn weggeballert hat.»

Bei aller Theater-Begeisterung versäumte Dimitrij Schaad allerdings nicht, sich gleich zu Studienbeginn zwei sehr vernünftige Karriere-Ziele zu setzen. Erstens: mit 23 entweder ein festes Engagement zu haben oder den Beruf zu wechseln (die Alternative wäre Geschichtsprofessor gewesen). Und zweitens: irgendwann – und möglichst natürlich zeitnah – ein Porträt in «Theater heute» über sich zu lesen; gern auch im Zusammenhang mit der Ernennung zum «Schauspieler des Jahres».

Nicht, dass so eine leidenschaftliche Fixierung wirklich erklärungsbedürftig wäre! Aber Dimitrij Schaad kann sie trotzdem begründen – wie eigentlich alles, was er sagt. «Als ich meine Theatergeschichtsprofessorin in den ersten beiden Studienwochen fragte, wie man eigentlich mitkriegt, was so passiert», erzählt er, «brachte sie mir zwei <Theater-heute>-Jahrbücher mit, 2004 und 2005.» Und unter all den «tollen» Entdeckungen, die er bei der Lektüre machte, war eine eben ganz besonders «geil»: «Dass man <Schauspieler des Jahres> werden kann.»

Nun ist Dimitrij Schaad keiner, der sich hinsetzt und darauf wartet, dass die Karriereziele sich irgendwie von selbst einstellen – jedenfalls, sofern er es beeinflussen kann. Also schrieb er 2008, in seinem vorletzten Studien- sowie gerade angebrochenen 23. Lebensjahr, «einen arroganten Brief» an Anselm Weber, den damaligen Intendanten des Theaters Essen, weil dort «namhafte Regisseure» wie David Bösch, Roger Vontobel, Barbara Weber oder Antu Nunes inszenierten, mit denen Schaad gern arbeiten wollte. «Sehr geehrter Herr Weber», so die Bewerbung im ungefähren Wortlaut, «ich bin sehr gut, ich bin sehr hungrig, und ich werde eine ideale Ergänzung Ihres Ensembles sein!» Anselm Weber hatte zwar keine Vakanz und machte deshalb eigentlich auch keine Vorsprechen, wollte den Urheber dieser Bewerbung aber logischerweise kennenlernen. Das Treffen endete mit einem Engagement, und 2010 wechselte Schaad dann gemeinsam mit Weber ans Schauspielhaus Bochum, wo er zum Protagonisten so unterschiedlicher Regisseure wie Roger Vontobel oder Jan Klata wurde. «Ich find's toll, Parameter immer wieder neu einstellen zu müssen», sagt Schaad, «weil es wach hält.»

Noch ein arroganter Brief und seine Folgen

Er versuche einfach, erklärt Schaad, in jeder Produktion etwas für sich selbst herauszufinden – «über einen bestimmten Autor, bestimmte szenische Mechanismen, das Menschsein». Was den unschlagbaren Vorteil bringe, davon unabhängig zu bleiben, ob ein Regisseur «faszinierende Ideen» hat oder nicht. «Manchmal hat man ja das Gefühl, zu einer oder zwei Figuren fällt denen was ein, zu anderen nicht, und das kann man ja vielleicht auch scheiße finden, aber ich habe aufgehört, mich darüber aufzuregen und sage mir einfach, wenn da was kommt, schön, und wenn nichts kommt, beschissen genug, aber ich muss jetzt nicht noch rumsitzen und beleidigt auf irgendwas warten, sondern kann das einfach selbst in die Hand nehmen.» Die Kneipe (und die Gläser) sind schon wieder leer – wir allerdings, gesprächsinhaltlich, noch nicht mal richtig im Gorki angekommen.

Also: dritter Gang in die Tiefe, wieder ein paar Tage später, wieder in der Kantine. Die Chance, Dimitrij Schaad dort nach einer x-beliebigen Vorstellung anzutreffen, ist ziemlich hoch. Er spielt derzeit in zwölf Produktionen am Gorki, an seinen letzten freien Abend kann er sich gar nicht erinnern. Der Wodka steht diesmal schon auf dem Tisch: Schaad hat etwas zu feiern. Sein jüngerer Bruder Alex, der in München Filmregie studiert, ist gerade mit dem Max-Ophüls-Preis in der Kategorie «Bester mittellanger Spielfilm» ausgezeichnet worden. Dimitrij Schaad hat mit ihm zusammen das mittellange Drehbuch geschrieben und spielt die Hauptrolle.

Aber zurück nach Bochum 2013 – wo Schaad mit 28 aus freien Stücken gekündigt hatte, «um weiterzuschauen und etwas Neues zu entdecken». Ohne Anschlussangebot in der Tasche – was dann allerdings nicht lange auf sich warten ließ. Es gab diverse Kontakte mit mittelgroßen bis großen Häusern. Nur als das Gorki in Bochum anklingelte, musste Schaad direkt wieder auflegen. «Das war genau der Tag, an dem mich meine Freundin verlassen hatte.» Der zweite Gorki-Anruf fiel immer noch in die Phase, in der Schaad «die Tage komplett durchheulte». Dass er letztlich trotzdem am Gorki landete, liegt allerdings nicht nur an der Hartnäckigkeit von Gorki-Intendantin Shermin Langhoff und Ko-Intendant Jens Hillje, die sich nicht scheuten, noch ein drittes Mal zum Telefon zu greifen. Sondern auch daran, dass sie einiges offenbar besser machen als der eine oder andere Würdenträger so genannter Renommee-Häuser.

An solch ein Theater, an das Schaad irgendwann vor Jahr und Tag auch mal so einen «arroganten Brief» geschrieben hatte (und das er nicht namentlich nennen will), war er urplötzlich «einfach mal so zum Kennenlernen» eingeladen worden. Als er zum verabredeten Termin dort erschien, lümmelte der Intendant – Schaad lehnt sich jetzt auf seinem Kantinenstuhl zurück, setzt ein unwiderstehliches Pokerface auf und simuliert ein Handy am Ohr – in seinem Regiestuhl und schnauzte den Ankömmling an: «Willst'n hier?» Schaad, leicht geduckt und stammelnd: «Naja, also, äh, Sie haben mich doch eingeladen!» Er sei in diesem Moment tatsächlich «auf Zwergengröße zusammengeschrumpft». Darauf der Intendant: «Probst in Bochum gerade den <Hamlet>, ja? Hab ich auch mal gemacht, war super!» Lange Stille. Dann: «Na los, zeig doch mal, wie machst'n den so, den Hamlet?» Er sei «derart plattgefahren» gewesen von dieser Arroganz, sagt Schaad, dass er tatsächlich kleinlaut «Sein oder Nichtsein» zu deklamieren begann. Darauf der Intendant – und so, wie Schaad das vorspielt, gehört es wirklich zu den Top-Ten-Performances des Jahres: «Aha, biste so einer, ja? So'n Ruhiger, der nie aus sich rauskommt? Kannste noch was? Vielleicht irgendwas anderes?»

Bloß nicht zu versöhnlich werden

Die erste Gorki-Spielzeit, sagt Dimitrij Schaad, sei seine «glücklichste Theaterzeit überhaupt» gewesen. «Shermin und Jens haben eine kolossale Offenheit hergestellt, es herrschte absolute Angstfreiheit, ein bisschen so eine punkige Mittelfinger-in-die-Luft-Atmosphäre, nach dem Motto: Vermutlich werden die uns eh hassen; scheißegal, wir machen einfach das, was wir interessant finden.» Mit dem Titel als «Theater des Jahres» habe sich das ein bisschen geändert. «Wir werden von den Medien ja nach wie vor sehr positiv behandelt», denkt Schaad laut nach, «manchmal auch für Leistungen, für die ein anderes Theater vermutlich ziemlich auf die Fresse bekommen würde, und es ist natürlich toll, dass wir immer noch diesen Sympathie- und Underdog-Bonus haben!» Er denke aber, dass sie sich bald entscheiden müssten, «ob wir bewusst Underdog bleiben und noch radikaler von den Sachen erzählen, von denen wir glauben, erzählen zu müssen – auch wenn wir riskieren, damit ein paar Zuschauer zu verprellen –, oder ob wir wirklich Mainstream werden, wo wir dann allerdings noch ein paar Schippen drauflegen müssten.»

Löst sich der Ansatz des Gorki, aus anderen Perspektiven zu erzählen, seiner Meinung nach ein? «Das ist ein Punkt, der mich total beschäftigt», sagt Schaad. «Ich glaube, wir könnten durchaus mehr davon vertragen; mehr Wut, mehr Traurigkeit, mehr Uneinlösbarkeit. Auch mehr davon, dass du vielleicht eine halbe Stunde lang nicht einsteigen kannst, weil du einfach sagen musst: Ich mit meinem Leben kann tatsächlich nicht verstehen, was ihr durchgemacht habt!» Schaad findet das Gorki – wie Theater überhaupt – dort am besten, wo es solche Momente aushält. «Wir müssen nicht immer gleich ein versöhnliches Lied singen. Und ich brauche auch nicht in jedem Stück von Yael Ronen – bitte nicht falsch verstehen, ich liebe sie heiß und innig – jemanden, der sich zur Rampe dreht und mir mit Humor erzählt, wie bescheuert es ist, in Israel zu leben. Man kann mir durchaus auch mal sagen: Du hast absolut keine Ahnung, wie es ist, mit Bombenalarmen aufzuwachsen oder im Verlauf von ein paar Jahren zehn bis fünfzehn Leute zu kennen, die irgendwelchen Attentaten zum Opfer gefallen sind!»

Jens Hillje kommt zufällig am Kantinentisch vorbei; er setzt sich dazu. Seine Lieblingsinszenierung mit Schaad? «Zurzeit der letzte Monolog in <Kleiner Mann – was nun?>», sagt er sofort. «Das war etwas, was ich von Dimi noch nicht gesehen hatte, weil es so unvirtuos war.» Er findet Schaad ansonsten «virtuos»? «Naja», mein Hillje abwägend, «das ist natürlich Dimis große Gefahr.» Jetzt schaltet sich der Schauspieler selbst ein – und nickt völlig uneingeschnappt: «Ein bisschen schon.» «Zum Beispiel der <Situation>-Monolog», erklärt Hillje: «Da hat Dimi natürlich versucht, das Private zu schützen, nach dem Motto: Ich führe das jetzt als wunderbar erzählte Geschichte vor.»

Der Schutzfaktor sei am Anfang tatsächlich wichtig gewesen, bestätigt der Schauspieler: «Es ist ja nicht normal, vor 450 Leuten zu stehen und seine eigene Geschichte zu erzählen.» Die Stühle in der Kantine sind schon wieder oben, und wir stehen längst draußen vorm Theater, als Schaad erzählt: «Neulich war Daniel Barenboim in der Vorstellung und hat mir gesagt, dass der Monolog viel zu lang und unrhythmisch sei.» Er zündet sich eine Zigarette an. «Sofort war die Panik wieder da: Es ist kacke! Es interessiert keinen!» «Glücklicherweise», redet Schaad nach einer längeren Pause weiter, «war Barenboims Frau dabei, die Russin ist und mich gerettet hat.» Inwiefern? «Sie hat zu ihrem Mann gesagt: Du hast keine Ahnung! Das ist perfekt! Es ist die Wahrheit!»